

ZU DIESEM HEFT

Mit Nummer 812 geht der *Merkur* in den 71. Jahrgang. So erfreulich das ist, so wenig selbstverständlich ist es auch. Von den zahllosen nicht weniger ernstzunehmenden, mitunter deutlich auflagenstärkeren intellektuellen Zeitschriften, die Ende der 1940er Jahre in den vier deutschen Besatzungszonen gegründet wurden (der *Merkur* 1947 in der französischen), haben die wenigsten auch nur die ersten zehn Jahre überlebt.

Dass ausgerechnet der *Merkur* bis in unsere Gegenwart sein Publikum finden würde, darauf hätten wohl selbst seine Herausgeber nicht immer gewettet. Schon als Hans Paeschke, der Gründungsherausgeber, im August 1977 das dreißigjährige Bestehen der Zeitschrift hätte feiern können, sah er sich stattdessen genötigt, zum wiederholten Mal zu deren prekären Zukunftsaussichten Stellung zu nehmen. Sein Editorial hob mit der dreifach wiederholten Existenzfrage an: »*Merkur* gefährdet? *Merkur* am Ende? Geht der *Merkur* ein?«

Eine klare Antwort blieb Paeschke schuldig, der Text endete unschlüssig: »Zur Zeit halten Hoffnung und Skepsis ... einander die Waage.« Skeptisch stimmten Paeschke weniger die wirtschaftlichen Schwierigkeiten, die die Zeitschrift von Beginn an begleitet hatten. Skeptisch stimmte ihn vielmehr das besondere Profil des *Merkur*, der nie für bestimmte Positionen stehen sollte, sondern »sich stets als Brücke – modisch gesprochen: als ein Diskurs verstanden hat: zwischen den Nationen, den Ideologien, den Disziplinen, den Traditionen, und heute zuallererst zwischen den Generationen«.

In der Tat kann solch eine programmatische inhaltliche Unvoreingenommenheit leicht als Zumutung empfunden werden, zumal wenn das Ergebnis liebgewordenen Überzeugungen und Intuitionen zuwiderläuft. Womöglich ist damit aber auch der wesentliche Grund benannt, weshalb der *Merkur* gerade doch langfristig bestehen konnte: Offenbar gab und gibt es bis heute ein Publikum, das souverän und interessiert genug ist, der Zeitschrift auch dann die Treue zu halten, wenn sie die eigenen Ansichten nicht immer nur bestätigt.

Wenn wir der Unterzeile »Deutsche Zeitschrift für europäisches Denken« mit diesem Heft ein »Gegründet 1947 als« voranstellen, so ist das nicht als Geste der Distanz zur Tradition dieser Zeitschrift zu verstehen. Es ist vielmehr der Versuch, das Votum gegen alle Begrenzungen des geistigen Horizonts, das die Unterzeile ursprünglich einmal signalisieren sollte, vor

einem veränderten Kontext zu erneuern. Was nicht zuletzt heißt: Darauf zu beharren, dass die Rückkehr zu national begrenzten oder gar völkischen Kategorien nur Teil des Problems, nie Teil der Lösung sein kann.

Auch dass Ekkehard Knörer erstmals als Mitherausgeber genannt wird, bedeutet keine Kursveränderung. Ein derart anspruchsvolles publizistisches Projekt lässt sich nicht von einer Person allein realisieren. Tatsächlich entstand der *Merkur* bereits während der vergangenen fünf Jahre im gemeinschaftlichen Austausch beider für den Inhalt Verantwortlichen.

Der *Merkur* hat sich in den fünf Jahren der neuen Herausgeberschaft mit einem aktiven Blog und seiner Präsenz auf Facebook und Twitter nicht ohne Enthusiasmus dem Netz zugewandt. Aber gerade die Aufgeschlossenheit für neue Medien und neue Techniken schließt – vielleicht gegen den ersten Anschein – an die von Karl Heinz Bohrer und Kurt Scheel gepflegte Tradition der Abwehr kulturkritischer Reflexe nahtlos an. Kaum jemand steht dafür so unmissverständlich wie Kathrin Passig, die im vergangenen Herbst zu unserer großen Freude den Johann-Heinrich-Merck-Preis für literarische Kritik und Essay erhielt, und zwar vor allem für ihre seit 2007 im *Merkur* erscheinenden Texte.

Vieles am stürmischen Strukturwandel der medialen Öffentlichkeit bedarf nicht nur der Analyse, sondern auch der Kritik. Es gilt auf diesem Feld freilich, was für den *Merkur* grundsätzlich gilt: Nur wer genau hinsieht, wer teilnimmt, wer die Fakten und die Details kennt, kann auf überzeugende Weise abstrahieren und jene Distanz einnehmen, die für das Urteil wesentlich ist. Ressentiments, der Wille zum Rechthaben verstellen den Blick. Widerspruch gilt es zu suchen, nicht zu vermeiden.

Es ist darum auch programmatisch zu verstehen, dass wir bei einer anderen Bewegung in die Öffentlichkeit das Prinzip des Dialogischen akzentuieren. In diesem Januar gehen die *Merkur*-Gespräche mit einer Diskussion zur Frage »Was wird Theater?« in die siebte Runde. Wir suchen in dieser Veranstaltungsform das Gespräch, nicht die autoritative Setzung, die im Heft durchaus ihren Ort haben kann. Hier wie da geht es aber nicht darum, nach Möglichkeit den Konsens zu finden. Wichtiger ist die Klärung von Differenzen, auch die Einsicht, dass es Interessen und Haltungen gibt, die sich nicht vereinbaren lassen. Unvereinbares auszuhalten, ohne den Dialog abzubrechen – daran zu glauben, dass das möglich und notwendig ist, heißt, die liberale Tradition des *Merkur* fortzusetzen.

CD/EK